

(Rauchdruck verboten.)

9]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Auch die Klar verschonte natürlich der Spott nicht. Sie wollte vornehm werden, das durstten Arme und Reiche nicht dulden. Der Schnellbads Michel redete überall durch die Nase von „Rumpeleit“, die hoch hinaus wollen, aber doch „Rumpeleit“ bleiben. Die ganze Gasse war der Klar feind. Außer der alten Lisbeth. Die Klar schaffte noch doppelt so viel als früher. Das brachte ihr schließlich auch die Ziegler auf den Hals. Da gingen mehr und mehr die Stichelreden um. Einmal lief ihr die Galle über. Sie nahm einen Klumpen feuchten Zetten und warf ihn dem Drehermartin an den Kopf, daß er rücklings in die Zettengrube fiel und aus Schlamm und Wasser herausgezogen werden mußte. Der Seifertjakob, der die Ziegelei besaß, drohte ihr mit Entlassung.

Da flammte es auf in ihr.

„Ich tu mein Arbeit, und ich will mein Ruh haben. Wenn die jemand brauchen, den sie zum Narren haben können, sollen sie ihn sich wo anders suchen. Ich laß mir's nit gefallen, für die Kränk nit, und wer mir zu nah kommt, der kriegt's mit mir zu tun.“

Der Seifertjakob machte weiter Vorhalt.

„So,“ meinte sie, „Ihr meint, Ihr könnt mir Reprochen machen. Proste Mahlzeit, merci! Da ist Euer Ziegelhütt und da bin ich — verheirat sind wir zwei nit. Behalt Ihr Euer Ziegelhütt — ich geh meiner Weg. Ich find immer noch Arbeit.“

Sie ließ ihren Ziegelstisch stehen, warf den Klumpen Zetten, der zum Formen dalaq, in die Grube zurück, wuschte sich die Hände ab und ging.

„Wenn Ihr meint, ich wär ein Sudellumpen, so seid Ihr schief gewickelt. Zum Sudellumpen halten laß ich mich nit.“

Am folgenden Tag war Brand. Die Klar hatte immer die Ziegel gebrannt seither. Nun sah der Ofen voll, und die Klar war weg. Dem Seifertjakob war doch ein bißchen angst. Aber der Drehermartin hatte ein großes Maul. „So gut wie das Weibsbild verstehe er das Brennen auch.“

Der Seifertjakob ließ ihn brennen.

Aber es gab einen schlechten Brand. Mehr als zwei Drittel Schlacken.

Und draußen vor der Hütt schritt die Klar mit Kürassierschritten auf und ab, die Hände in den Rocktaschen, wie ein Mann, und lockte die Gänse: „Komm, Bullewullewullechen, komm.“ Und ein Karren voll Schlacken nach dem anderen mußte nach dem Schlackenhausen an ihr vorbeigefahren werden.

Keiner Profit!

Nach ein paar Tagen kam der Seifertjakob und bat sie, die Arbeit wieder aufzunehmen. Sie stellte keine Bedingungen — sie tat's. Sie wußte, sie brauchte keine Bedingungen zu stellen, es wagte sich keiner mehr an sie. Die Stichelreden gingen noch, aber es häßte sich jeder gehütet, deutlich zu werden. Es fürchtete sich jeder, eine heimgeleuchtet zu kriegen.

Nur die Stangin ließ die Klar gewähren. Die alte Lisbeth hatte es ihr geraten.

„Jede üble Rede läuft sich einmal von selbst tot. Das ist so. Dazu braucht man nichts zu machen. Und jeder böse Mund wird von selbst müd. Nur das Gute, das kann man immer wieder sagen, und immer wieder hören's die Leute gern. Dann glaubt man's nit mehr, oder 's wird einem zum Efel.“

„Ja, ja,“ warf dann die Klar ein, „aber man kann die Geduld dabei verlieren.“

„Das kann man, aber man muß sich überwinden. Es hilft nichts. Das Gute bleibt doch von einem Menschen. Wenn sie alle Schlechtes von einem gehabt haben, mit einmal ist doch das Gute obenauf. Kein Mensch weiß wie.“

„Glaubt Ihr, Lisbeth?“

„Steif und fest. Ich bin alt, recht alt — ich hab aber immer in meinem langen Leben das Schlechtes unterliegen und das Gute siegen sehen.“

„Aber 's sieht doch manchmal ganz anders aus.“

„Es sieht nur so aus.“

„Morgens, um sechs jezt, hör ich schon der Stangin ihr'n Klossfuß über die Gäß schleifen.“

„Es ist nit recht, Klar, daß sie von der Stangin ihrem Körperfehler was sagt, das ist dem Menschen eher sein Leid als seine Schand.“

Die Klar wurde rot.

„So mein ich's auch nit, Lisbeth. Ich mein nur, man kennt sie dran. Wie Euch am Holzbein. Aber das ist Euch eher zur Ehr.“

„Auch das nit. Es ist, wie einem andern die zwei gefunden Bein. Man muß nur eben sehen, damit weiter zu kommen — und durchzukommen durch die Welt. Und das in Ehren, wenn auch mit Unglück. Das Unglück macht's nit, wie's einer trägt, das gilt.“

„Sie braucht nun eine halbe Stund länger in die Kirch und eine Stunde länger aus der Kirch, das alte Gewitterraas. Nur, weil sie mich ausmachen muß. Das nimmt viel Zeit in Anspruch. Und was ist's denn Unrechtes, daß ich mein Philipp was will lernen lassen, und daß ich ihn in die Schul vom Krafft getan hab?“

„Das muß sie nit fragen, Klar, das muß sie wissen, daß das nichts Unrechtes ist.“

Die Klar machte nur helle Augen. Es war so guk, mit der Lisbeth zu plaudern. Sie wußte, was sie wußte, so fest und gewiß, wie der Kirchturmhahn, woher der Wind weht. Und sie sprach so weich, es tat einem ordentlich wohl.

„Wenn die ganze Gäß Stein auf Sie wirft, Klar, nit dagegen werfen. Ein Stein gegen so viele ist nichts. Und der eine Stein gibt Ihr unrecht, Klar. Aus dem einen machen sich die anderen ein Recht. Die Welt ist so.“

„Aber was denn dann tun?“

„Abseits gehen und warten, bis wieder das Recht gilt. Einmal gilt's wieder. Ganz gewiß, einmal gilt's wieder.“

„Aber leicht ist das nit.“

„Nein, aber das Richtige ist's. Und hintennach ist man froh drum. Die andern aber müssen sich schämen.“

„Ja, schämen — die und schämen.“

„Es gibt keine Menschen, Klar, die sich nit schämen. Glaub Sie mir's, wer nur noch einen Funken Gutes in sich hat, der schämt sich auch. Und jeder hat noch einen Funken Gutes in sich. So schlecht sind die Leute hier nit, wenn's auch so scheinen könnt.“

„Noch schlechter sind sie.“

„Klar, das Gute sitzt nit so obendrauf, wie Sie meint. Das Gute sitzt weiter unten. Drum hat's oft so viel Not, bis es obendrauf kommt. Aber auch grad drum sind die Menschen meist nit so, wie sie scheinen, sondern ganz unten ganz anders. Viel besser und schöner.“

„Ich glaub, Lisbeth, das lern ich nie. Ich bin ein Raubbauh. Da ist alles, wie's auswendig ist. Sie guckt, wie's inwendig ist. Das lern ich nie.“

„Sie lern't's noch.“

„Wie? — wann?“

„Ganz von selbst — und wenn Sie alt genug ist dazu.“

„So alt werd ich nit.“

„Jeder wird so alt, bis er so ist, wie er sein soll und sein kann.“

„Was Ihr sagt!“

„Ja, Klar, wir sind all auf der Welt, um's mit der Welt, nit gegen die Welt zu halten. Je früher wir das fertig bringen, desto besser. Um so schöner ist unser Leben, um so froher werden wir, und alles ist so gut und friedlich.“

Die Klar nahm sie bei beiden Händen und sah sie lange an.

„Lisbeth — wann ich sein könnt, wie Ihr, ich wollt aus meiner Haut gehn, so froh wär ich. Aber ich steck fest in mein Haut, und so bleibt halt alles, wie's ist.“

„Das ist ja aber grad recht so, Klar. Wer sein eigen Haut auszieht, der ist er nit selbst und nit ein anderer. Denn das ist so, man kann leichter sich selbst verlieren, als ein anderer werden. Es muß aber jeder bleiben, was er ist, aber man darf nit meinen, damit wäre schon alles fertig und man hätt nichts mehr an sich zu tun. Wenn die Häuser fertig ge-

Haut sind, dann kann man erst hineinziehen und drin daheim sein."

Die Klar bekam ja ziemlich Ruhe vor den Leuten. Desto härter sahen sie dem Philipp auf dem Nacken. Selbst die Erwachsenen riefen ihm „Danzdoch!“ zu — immer mit dem A seiner Mutter — und wenn sie riefen: „Schullehrer!“, so war das ein Schimpfwort.

Richtige Grausamkeiten erfannen die Buben, ihn zu kränken. Sie warfen ihm sein Armsein, warfen ihm seinen Vater und seine Mutter vor und die Sache mit der Trennung seiner Eltern in häßlichen Ausdrücken und mit gemeinen Bemerkungen, die nur von ihren Eltern wieder herrühren konnten.

Die Feindschaft spielte sich bis in die Kirche hinein in widerwärtigen Szenen. Die Dümmeften waren da die Lautesten und Rohesten. Die Lehrer drückten die Augen zu all dem zu, und wenn der Pfarrer ermahnte, so klang die Ermahnung jedesmal in eine Ermütigung aus. Die Buben hörten das sein heraus und duckmäuserten als die Zerknirschten. Sie fühlten, daß sie durch dieses Duckmäusern den Pfarrer decken mußten.

Der alte Krastt hatte ein paar Mal die Orgel in der protestantischen Kirche gespielt, weil der protestantische Lehrer von über Feld her kommen mußte. Es war keiner am Orte. Da war er denn manchmal durch schlechtes Wetter verhindert. Darum waren dem Krastt die Katholischen besonders feind. Und das übertrug sich auf seine Schüler. Dem Philipp riefen die Buben: „Lutherischer Dickkopf“ zu. Obichon er selbst katholisch war, rief er, auf den Rat seiner Mutter, „katholischer Kreuzkopf“ dagegen. Dann kam es aber so weit, daß die Buben ihm den Platz in der Kirche verlagten. Es war am Osterfeste. Das Hochamt sollte gerade beginnen. Der Priester stand schon am Altare. Die Orgel brauste das Festpräledium. Der Philipp ging oben im Chore von Bank zu Bank und bat um einen Platz. Aber die Buben hielten fest zusammen wie die Mauersteine. Sie ließen ihn nicht herein. Die Tränen standen ihm in den Augen. Nie hatte er so deutlich das Hinausgestoßensein gefühlt. Seither hatte er sich nur angefeindet gefühlt, grundlos, ohne daß er es recht verstehen und begreifen konnte. Es war nur eine allgemeine Anfeindung gewesen, zwischen zwei Schulen — und was er zu erdulden gehabt hatte, das war teilweise durch seine Mutter, teilweise durch seinen Lehrer, den alten Krastt, verschuldet. Die hatten die Leute geärgert, da ließen sie's ihn austunken. Und so trugen seine Mutter und sein Lehrer an seinem Gram mit. Das war ihm immer ein Trost gewesen, eine Erleichterung, die er empfunden hatte, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben. Nun spürte er zum ersten Male, daß es auf ihn allein ging. Es war kein Platz mehr für ihn. Ein geschlossener Widerstand. Er sollte ausgestoßen werden. Die Tränen wollten fließen. Einen Augenblick war ihm ganz weh. Die Brust spannte ihn. Alles war Leid in ihm. Ein großes, heißes Schmerzgen. Einen Augenblick mußte er nicht aus noch ein. Er ging noch einmal an eine Bank hin und bat um Einlaß.

(Fortsetzung folgt.)

7) Eine alltägliche Erscheinung.

Von Wladimir Korolenko.

Das erste Dokument lautete:

„Guten Tag, teure Eltern, teurer Vater und Mutter, liebe Brüder und Schwestern. Ich sitze momentan in der Einzelzelle, im letzten Augenblick hat man mich hingeführt. Es werden unserer fünf zur Hinrichtung geführt, Kotel, Wostok, Lawrenow und Kizenko. Ihr wißt, glaube ich, gut, wer ich war, ich sterbe nicht als erster und nicht als letzter. Man hat mich in eine finstere Einzelzelle geführt, so daß ich nichts sehen kann, weder die Buchstaben, noch die Linien auf dem Papier. Teurer Vater und Mutter und teure Brüderchen und Schwesternchen, lest diesen Brief, aber ich bitte Euch, weint nicht und ruiniert nicht Eure Gesundheit und Eure Kräfte, die schon ohnedies schwach sind, ich bitte Euch, weint nicht. Seid im Gegenteil stolz auf Euren Sohn, ich sterbe stolz und blide dem Tode mutig ins Gesicht. Ich fürchte mich nicht im geringsten und bin sehr froh, daß meine Qual zu Ende ist. Am 20. Oktober hat man das Urteil gegen mich gefällt, und in der Nacht vom 22. November, gegen 12 oder 1 Uhr, bin ich sehr lustig und bin stolz darauf, daß ich nicht als Feigling sterbe. Das ist mein letzter Abschiedsbrief. Ich küsse Euch, Papa, Mama, Wassja, Banja, Katja, Manja, Warja. Lebt wohl, lebt wohl! Kolja Kotel.“

Das andere Dokument war ein Brief des Verteidigers, in rein geschäftsmäßigem Tone gehalten:

„Werter Herr! Ihr Sohn wurde vom Gericht zum Tode verurteilt, wobei das Gericht den Beschluß faßte, vor Kaulbars zu petitionieren, daß die Todesstrafe durch Zwangsarbeit ersetzt werde. Heute erfuhr ich zufällig im Gefängnis, daß Kaulbars die Bitte nicht berücksichtigt hat, und daß das Todesurteil gestern vollstreckt wurde. Verteidiger Rechtsanwalt B. Galkow.“

Der Leser kann sich leicht vorstellen, welch ein Bild der Eisenbahnwagen während der Verlesung dieser Dokumente darstellte. Der Zug rast leuchtend und mit den Ketten klirrend durch die russische Ebene, die tiefe Finsternis mit seinen Lichtern erleuchtend. In einem Wagen 3. Klasse ist alles verstummt. Wer nicht schläft, hört den Inhalt der Dokumente an und lauscht den (jetzt schon nicht mehr ganz ruhigen) Worten des „Uebersiedlers“ im kleinrussischen Kostüm.

„Hätten sie lieber mich aufgehängt, als ihn, den jungen, in der vollen Blüte seiner Kraft stehenden Menschen. Es war ein guter Junge. Freundlich und zärtlich. Tat niemandem etwas zu Leide. Na, hätten sie ihn wenigstens zur Zwangsarbeit verurteilt, er wäre ja dennoch am Leben... Wir erzogen ihn — hatten unsere Freude an ihm... Die Mutter geht vor Gram zugrunde, und mir ist es, als hätte man mir das Herz aus der Brust herausgerissen... So leer ist es dort...“

Die Anwesenden hören zu und schütteln die Köpfe. Jetzt sehen diese Leute nicht mehr den Expropriateur, nicht mehr den Revolutionär vor sich, sondern den Vater, der ebenso ist, wie alle Väter unter ihnen. Auch ihre Kinder sind in die Welt hinausgezogen, in die Lehre, auf Arbeit, in Stellung... Wer weiß, wie es jetzt mit ihnen bestellt ist. Auch sie waren gut und zärtlich, als sie vom Hause weggingen. Und schrieben in ihren Briefen: „Teures Mütterchen und Väterchen. Sende Euch voll Liebe meinen ehrfürchtigen Gruß.“ Bis plötzlich auch von ihnen ein Brief eintrifft: „Ich sitze in der Einzelzelle. Nach einer halben Stunde henkt man mich.“ Und der Verteidiger noch hinzufügt: „Das Gericht petitionierte, aber Kaulbars berücksichtigte das Gesuch nicht.“ Und die Mutter geht nachher zugrunde vor Gram, und dem Vater ist das Herz aus der Brust gerissen. Warum? Wofür? Sind sie denn daran schuld, daß überall, außerhalb ihrer Familie, eine Epidemie von „Unruhen und Unordnungen“ ausgebrochen ist, unter anderem auch aus dem Grunde, weil die heutige Ordnung „dem Streben der Gesellschaft zu einer Rechtsordnung nicht entspricht...“ Warum müssen denn die Mütter und Väter so hart dafür büßen? War denn nur die Familie „rückständig“ und nicht der Staat?

Und warum richtete General Kaulbars den Kofja Kotel hin, wenn selbst das Gericht um Milderung seines Schicksals nachgesucht hat? Wer war dieser General so streng und unbeugsam? Selbst im Eisenbahnwagen 3. Klasse könnte man wahrscheinlich dies und jenes von diesem tapferen General erzählen. Man schrieb und schreibt noch heute viel über ihn. So schreibt z. B. Generaladjutant A. J. Kuropatkin, indem er auf die Ursachen unserer Mißerfolge in verflochtenen Kriegen eingeht: „So kann darauf hingewiesen werden, daß der Kommandierende der zweiten Armee, General Kaulbars, die Befehle des Oberkommandierenden nicht vollstreckte und dadurch die Umgehungsbewegung der Japaner sehr förderte. Als er Truppen und den Befehl erhielt, anzugreifen, trat er den Rückzug an; anstatt nach rechts zu marschieren, ging er nach links usw... Der Kriegsrat erkannte die Handlungen General Kaulbars' als unrichtig an, stellte Tatsachen der Richterfüllung der Befehle des Oberkommandierenden fest und beschloß, General Kaulbars... dem Kriegsgericht zu übergeben. Das Gericht fand auf Grund der Allerhöchsten Begnadigung nicht statt.“

Ist das wirklich derselbe Kaulbars? ... Ja, derselbe. Die Japaner verschonte er von seiner grimmigen Attacke und „förderte“ sogar sehr „die Umgehungsbewegung der Japaner“. Warum ist er jetzt gegen Kofja Kotel, seinen Vater und seine Mutter so schonungslos? Ihm selbst drohte das Kriegsgericht. Er entging ihm nur dank der Gnade des Zaren... Warum ist er jetzt so erbarmungslos, daß er sogar das Gesuch des Gerichtes verwarf? ...

Aber inzwischen rast der russische Eisenbahnzug immer weiter durch die russischen Steppen, dieses Stück der entfehligen russischen Wirklichkeit der „nachkonstitutionellen Periode“ mit sich forttragend... Und auf jeder kleinen Station trennt sich ein Stückchen der „alltäglichen Erscheinung“ von dem sauchenden, raselnden Eisenbahnzug und irgendetwas von den Zuhörern der „ruhigen Erzählung“ schleppt sich auf Landwegen in das Dorf oder den städtischen Vorort, in die Bauernhütte oder die Arbeiterkaserne. Was trägt er dorthin? Welche Eindrücke, Gefühle, Gedanken? Achtung vor der Stärke der Regierungsgewalt? Furcht vor dieser Gewalt? ... Vor dem General Kaulbars, demselben, welcher...? Oder vielleicht das bestemmende Mitgefühl für das Leid des Vaters und der Mutter, für die Hunderte und sogar Tausende von

*) „Netsch“, „Nascha Gazeta“ (28. März 1909) u. a.

**) „Peterburgskaja Gazeta“, „Netsch“ (7. Dezember 1909, Nr. 336) u. a.

Vätern und Müttern, die von der kasperen Schonungslosigkeit des Generals betroffen? Oder vielleicht gar das Mitgefühl für den unbekanntem Jüngling, der vor dem Tode schrieb:

„Ich sterbe nicht als erster und nicht als letzter. Weint nicht, sondern seid stolz auf Euren Sohn. Ich sterbe stolz und blide dem Tode mutig ins Gesicht . . .“

Es ist schwer zu sagen, welchen Eindruck die Leute im Waggon von dieser Erzählung davontrogen. Es finden sich keine genauen Worte, um die Gefühle und die Gedanken eines stummen Landes wiederzugeben, das, wie man sagt, sich schon beruhigt hat, wo aber, unter dem Akkompagnement „konstitutioneller“ Reden, der Galgen noch immer nicht zur Ruhe kommen will . . . Auch der unglückliche Vater, der die Leidensgeschichte seines Sohnes im Eisenbahnwagen erzählte, schien ja gleichfalls ruhig. Aber dennoch bewahrt er auf seiner Brust die „Dokumente“ über seinen Sohn auf und ist jeden Augenblick bereit, sie zu präsentieren . . .

Wo, unter welchen Bedingungen, bei welcher Instanz wird er sie präsentieren? . . . Wer weiß das? Die Zukunft ist dunkel. Der russische Zug jagt auf den alten, abgenutzten Schienen durch die Finsternis weiter und weiter . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Angriff auf die Christenheit.

Die gewöhnliche Theorie von dem großen Genie, das sich unbekümmert um sein Milieu, und allen entgegenstehenden Mächten zum Trotz, allein auf seine Geisteskraft gestützt, zum führenden Hauptes seines Volkes und der Menschheit emporringt, ist schon oft als unhaltbar nachgewiesen worden. Es gibt einen dänischen Denker, der gerade durch seine Unberühmtheit in Europa diese Theorie widerlegt. Dieser Denker ist Sören Kierkegaard (1813—1855). Wer kennt ihn in Deutschland?

Sören Kierkegaard wird in Dänemark als das Größte verehrt, was dies kleine Land zur europäischen Geisteskultur beigetragen hat. Seine Gedanken führen noch heutigen Tages, über sechzig Jahre nach seinem Tode, bei den dänischen Bauern ein fröhliches Leben. Sein Einfluß auf die nordische Literatur ist oft geschilbert worden. Björnson verdankt ihm Großes, und die Ibsenische Ethik, besonders wie sie aus dem Brand hervorleuchtet, hat nach dem eigenen Eingeständnis des Dichters in Kierkegaard eine ihrer Quellen. Vor allem aber die Stellung, die der gesamte Norden zu der Kirche und ihrer Religiosität einnimmt, eine Stellung, die trotz vieler Übereinstimmungen doch eine durchaus vorgeschrittene gegenüber der unsrigen und besonders der englischen ist, wurde durch die antikirchliche Arbeit dieses kircheneindlichen Theologen tief mitbestimmt. Auch die Arbeiterbewegung verdankt Kierkegaard in dieser Richtung nicht wenig. Er stand zwar den politischen Kämpfen gänzlich fern. Aber von seiner antikirchlichen Wirksamkeit konnte Georg Brandes im Jahre 1879, als die Arbeiterbewegung in Dänemark in Fluß kam, mit Recht sagen, daß sie eines der bedeutendsten Gärungselemente in dieser Bewegung geworden, daß sie gerade dem dänischen Volke tief ins Herz gedrungen sei.

Warum kennt man in Deutschland und dem nichtnordischen Europa diesen Mann nicht? Einzig und allein, weil es sein Schicksal war, in einem Lande geboren zu sein, dessen Sprache die europäische Welt nicht versteht, das abseits von der großen Heerstraße der Kultur liegt. Es half ihm nichts, daß er mehr Witz und Geist hatte als die schwäbische und Münchener Dichterschule zusammengenommen, daß er im Kampf mit dem Kopenhagener Stadtklatsch und dem Kopenhagener Bischof mehr persönliche Energie entfaltete als manches Parabelbild der deutschen Heldensage. Die kleinstädtische Umgebung, die nationale Schranke, kurz, das vielgescholtene Milieu hat ihn erdrückt.

Es ist aber ganz selbstverständlich, daß in dem Maße, als die soziale Entwicklung die gesamten menschlichen Verhältnisse, auch die nationalen, nivelliert, also in gewissem Sinne das Milieu tötet, in demselben Maße die bisher national begrenzten und verschlossenen Werte in die Menschheitskultur hineinwachsen. Und während z. B. der alte Däne Holberg aus dem 18. Jahrhundert nie eine europäische Größe geworden ist, beginnt Kierkegaard, dessen Wirksamkeit schon in die Periode der beginnenden Entnationalisierung fällt, heute vor unseren Augen europäisches Ansehen zu bekommen.

Sein erbitterter Kampf mit der offiziellen Kirche hat sehr intime persönliche Gründe. Diese interessieren die europäische Öffentlichkeit erst in zweiter Linie. Kierkegaard hat den Angriff auf die Christenheit auch von einer anderen Waffe geführt, als es dem modernen Bewußtsein geläufig ist. Er war selbst Christ, frommer Christ sogar. Aber das mindert das Gewicht seines Kampfes nicht. Im Gegenteil. Er verwundet die Kirche damit — um uns seiner Worte zu bedienen — von rückwärts.

„Was ich will? Ganz einfach: Ich will Redlichkeit. Ich vertrete nicht einer vorhandenen christliche Milde gegenüber eine christliche Strenge. In keiner Weise. Ich vertrete weder Strenge noch Milde, sondern menschliche Redlichkeit. . . . Eins will ich nicht, um keinen Preis. Ich will nicht durch Verschweigungen oder durch Kunststücke den Schein zu erwecken suchen, daß das gewöhnliche Christen-

tum im Lande und das Christentum des neuen Testaments einander gleichen. Sieh, das will ich nicht, und warum nicht? Nun, weil ich Redlichkeit will.“

Kierkegaards Kritik am Kirchtum hat hier ihre Wurzel. Er kritisiert nicht von einem sozialen Gesichtspunkte aus, etwa von dem Gesichtspunkte aus, welche Rolle in der Reaktion die Kirche von Anfang an gespielt hat. Er fragt einfach: Ist dieses Pfarrerkristentum, das wir hier vor uns sehen, dieses Predigen von Liebe, Armut, Sünde, Selbstverleugnung, Keuschheit und wer weiß was für vielen schönen Dingen nichts als eitle Pfaffenrederei? Er geht aus von dem Gedanken, daß das Christentum, wie es im Neuen Testament und seinen Lehren vorliegt, asketisch gerichtet ist. Diese seine These ist richtig. Alle modernprotestantischen und reformkatholischen Versuche, unser heutiges humanes Kulturideal, das sich in jahrhundertelangem Kampfe gegen das christliche Ideal durchgesetzt hat, mit diesem alten christlichen Ideal in Zusammenklang zu bringen, laufen im letzten Grunde auf eine ganz lägliche Wissenschaftspolitik hinaus. Das Christentum, wie es in den Sprüchen des Neuen Testaments aufgezeichnet ist, bleibt welt- und kulturfeindlich. Das haben auch von neueren Fachgelehrten einige der tüchtigsten wie z. B. der Nietzsche-Freund Franz Overbeck eingesehen und gegen die Vulgärtheologie unserer Tage verteidigt. Die kleinen von parteiwegem herausgegebenen Schriften des Franzosen Loisy sind also in diesen Punkten moderner als die gesamte harnack'sche Schule.

Von der Konstatierung dieser welthistorischen Lüge, daß die weltliche Machtorganisation der Kirche sich christlich nennt, geht Kierkegaard aus: „Und wenn alle Pfaffen, mögen sie nun in Samt und Seide gehen, in Tuch oder in Bombastin, etwas anderes sagen wollten, so werde ich sagen: Ihr lügt, Ihr betrügt die Menschen mit Euren Sonntagspredigten“. Nicht gilt es ihm, neue Fäden auf ein altes Gewand zu legen. Er will nicht reformieren. Hier ist nichts zu reformieren; worauf es ankommt, ist, ein jahrhundertlang fortgelegtes christliches Kriminalverbrechen zu beleuchten“. Nicht ohne Interesse ist dabei gerade für unsere Tage, da der Kampf um die historische Persönlichkeit Jesu wieder ausflackert, das Bild, das sich dieser erbitterte Gegner des Pfarrertums von dem neustamentlichen Belämpfer der Pharisäer macht. In merkwürdiger Übereinstimmung mit gewissen Stimmen aus dem proletarischen Lager ist er bemüht, den verherrlichten Gottessohn soweit wie möglich zu degradieren. Er spricht von ihm als von „einer Art mauvais sujet“, einem „verlorenen Menschen“, dessen „revolutionärer Hochmut die ganze Intelligenz und Tüchtigkeit des Bestehenden verschmährt, um ganz und gar von neuem und von vorn anzufangen mit Hilfe von — Fischern und Handwerkern, so daß es wie ein Motto zu seiner ganzen Existenz im Verhältnis zu dem Bestehenden klinge, daß er ein uneheliches Kind ist“.

Das Staatschristentum macht das wirkliche Christentum tot. Nehmt ein Beispiel: Wenn es dem Staat einfiel, alle wahre Poesie verhindern zu wollen, wie hätte er das anzufangen? Er brauchte nur tausend Stellen für königliche Dichter-Beamte einzurichten; dann wird das Land bald mit schlechter Poesie so überflutet sein, daß wahre Poesie fast zur Unmöglichkeit wird. Nehmt ein anderes Beispiel. Geseht, der Staat läme auf die Idee, die Religion einzuführen, daß der Mond aus einem grünen Käse gemacht sei, und geseht, er richtete zu dem Ende tausend Stellen für einen Mann mit Familie ein, mit regelmäßigem Advancement, gleichem Range mit Kanzleiräten, zweifelt man daran, daß dann nach einigen Generationen ein Statistiker mühte befähigen können, jene Religion (der Mond ist aus einem grünen Käse usw.) sei die herrschende im Lande? Schon aus solch einem Satze sieht man: Wir haben es in Kierkegaard nicht mit einem der tränenreichen Jeremiaße zu tun, die über die Verwüstung im Tempel klagen. Aus spitzen und wuchtigen Sätzen schuf er sich eine Geißel, mit der er die Feinde der Ehrlichkeit züchtigte, — wie sie keiner nach ihm wieder gezüchtigt hat. So rückwärtslos saßt er sein Urteil über das ganze Staatschristentum zusammen: „Wofern Du glaubst, und das glaubst Du ja doch, das Stehlen, Rauben, Plündern, Euren, Schlemmen usw. sei Gott zuwider: das offizielle Christentum und dessen Gottesdienst sind ihm unendlich widerwärtiger“.

Seit den Tagen der französischen Revolution hat man solche Worte in Europa kaum gehört. Warum nicht? Die meisten Angriffe gegen das Christentum gingen naturgemäß von freidenkerlicher Seite aus. Die Freidenker aber übten als Jünger der Humanität die Toleranz. Kierkegaard übt keine Toleranz. Er nimmt sich das Recht zu der Schärfe seiner Angriffe eben aus seiner Frömmigkeit. Nicht der Haß gegen die Religion oder die Gleichgültigkeit gegen sie führt ihm die Feder. Sondern die Begeisterung für das alte urchristliche Ideal in seiner Reinheit. Was im Munde eines freien Denkers Blasphemie ist, das wird bei ihm zum Ausdruck religiöser Erregung. Darum aber auch hat er für die Säkularisation (Verweltlichung, Entkirchlichung) des allgemeinen Menschheitsbewußtseins mehr getan als mancher Freidenker.

Die Taufe — nach Kierkegaards, des Theologen Vorstellung, der aus einer richtigen Pfarrersfamilie (nicht sein Vater, aber seine geliebte Verwandtschaft fast war geistlichen Standes) stammte, wird die Taufe hauptsächlich durch die Geldgier der Pfarrer aufrecht erhalten. Sie verstehen schon ihr Geschäft, und ebenso, daß, wenn es geschähe, wie das Christentum und jeder vernünftiger Mensch es unbedingt verlangen muß, daß man erst, wenn man großjährig und mündig wird, sich entscheiden dürfe, welcher Religion man angehören

will — die Pfarrer wissen sehr gut, daß es dann um ihre Erwerbsquelle sehr schlecht stünde. Und deshalb drängen sich diese heiligen Wahrheitszeugen in die Wochenstuben ein“.

Die Konfirmation ist „ein weit tieferer Unstimm als die Kinderkaufe“. Ein Junge von fünfzehn Jahren und die Lehren des Christentums! „Gedachte es sich um zehn Taler, so würde der Vater sagen: Nein, mein Junge, das kann man Dir nicht überlassen, dafür bist Du hinter den Ohren noch nicht trocken genug. Wo es sich aber (wie doch die Pfarrer sagen) um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Persönlichkeit hergehört, da ist das Alter von fünfzehn Jahren das passendste.“ Darum fordert Kierkegaard spöttischerweise, daß neben das Polizeiverbot an die Gastwirtschaften, Knaben etwas einzuschleichen, das andere träte, Knaben feierliche Gelöbnisse die ewige Seligkeit betreffend abzunehmen.

Die Frage, ob wir noch Christen sind, hat bekanntlich innerhalb des letzten Jahrhunderts von David Friedrich Strauß' bekannter Schrift an, eine große Reihe mehr oder (meistens) weniger geistvoller Antworten gefunden. Hören wir, wie Sören Kierkegaard sich mit dieser Frage abfindet. „Wir sind alle Christen. Daß wir alle Christen sind, ist so allgemein bekannt und angenommen, daß es keines Beweises bedarf; ja dieser Satz wird bald von einer historischen Wahrheit zu einem Axiom avancieren, zu einem der ewigen Grundsätze, mit denen fernherhin das Kind geboren wird. Dann wird durch das Christentum mit dem Menschen die Veränderung vorgegangen sein, daß das Kind mit einer Grundvoraussetzung mehr geboren wird, mit der nämlich, daß wir alle Christen sind.“

Indessen kann es nie schaden, sich immer und immer wieder Klar zu machen, in welchem Grade es gewiß und klar ist, daß wir alle Christen sind.

Hier ein Versuch von mir; und ich schmeichle mir, daß er es wirklich deutlich macht, in welchem Grade es wahr ist, daß wir alle Christen sind. Wenn unter uns ein Mensch, ein Freidenker lebte, der in den stärksten Ausdrücken erklärte, er sei kein Christ: das hilft ihm nichts, er ist Christ — in dem Grad sind wir alle Christen; er kann nach dem Gesetz gestraft werden, das ist etwas anderes, aber er ist Christ. „Welcher Unstimm“ — sagt der Staat — „wozu sollte das führen? Wenn wir erst einmal einem erlauben, zu erklären, daß er kein Christ sei, so leugnen bald alle, daß sie Christen seien. Nein, nein, principiis obsta, und stehe fest zu deinen Prinzipien. Wir haben nun die Tabellen in Ordnung, alles ist rubriziert, alles in Nichtigkeit, vorausgesetzt, wie ich voraussetze, daß wir alle Christen sind — ergo ist auch er ein Christ; solch einem Dünkel, der bloß von andern abstecken will, darf man nicht nachgeben; er ist und bleibt Christ, und dabei bleibt es“.

Stirbt er — und hinterläßt er soviel, daß es zu den Gebühren für den Gottesmann reicht, für den Pfarrer, für den Leichenbitter und für einige andere Personen: so hilft ihm kein Protest etwas; er ist, er ist Christ und wird als Christ begraben — in dem Grade ist es gewiß, daß wir alle Christen sind. Hinterläßt er nichts (denn daß er nur wenig hinterläßt, kann ihm nicht helfen; der Pfarrer begnügt sich in christlicher Genügsamkeit immer mit wenigem, wo nicht mehr zu haben ist) — hinterläßt er buchstäblich nichts — ja dann, und nur dann wird auf seinen Protest vielleicht Rücksicht genommen werden, da der Tote ja leider die Kosten eines christlichen Begräbnisses nicht durch Handarbeit abverdienen kann: in dem Grade ist es gewiß, daß wir alle Christen sind. So steht er fest in der Christenheit, wie der Satz des Widerspruches außerhalb der Christenheit; er steht fest, dieser ewige Grundsatz, an dem kein Zweifel rütteln kann: daß wir alle Christen sind.“

Im Verlage von Eugen Diederichs erscheinen Kierkegaards Schriften in deutscher Ausgabe. Außer dem „Augenblick“, in dem der Angriff auf das Christentum enthalten ist, wird keines seiner Werke breitere Schichten des Volkes interessieren. Und auch der „Augenblick“ ist wegen seines Preises nicht jedem erschwinglich. Vielleicht wäre es ratsam, von dem Angriff auf die Kirche eine billige Volksausgabe herzustellen.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Der Ursprung der Haussa-Regen. Die Haussa-Regen gehören zu den wichtigsten Volksgruppen unter den Bewohnern des schwarzen Erdteils. Sie sind zwar heute auf den nordwestlichen Teil von Afrika beschränkt, haben aber früher ein weit größeres Gebiet innegehabt, was sich noch heute in der weiten Verbreitung ihrer Sprache ausdrückt. Die Haussa zeichnen sich durch eine besonders hohe Intelligenz und durch einen Fleiß, wie er nicht gerade häufig bei den afrikanischen Eingeborenen zu finden ist, vor ihren Nachbarn aus. Sie betätigen sich namentlich als treffliche Handwerker. Der Ursprung der Haussa bildet eins der größten Rätsel der afrikanischen Völkertunde. Die Zeit, in der man unter dem Begriff der Regen die verschiedensten Elemente zusammenwarf, ist jetzt vorüber, und gerade bei den Haussa sind die Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zu den echten Negern stark hervor- getreten. Sie unterscheiden sich von den Negern der Küstengegenden durch die weniger biden Lippen und weniger flachen Nasen, von dem

gleichfalls wichtigen Stamm der Filani durch unterlegte Statur und wolliges Haar. Ihr Hauptgebiet im nördlichen Nigrien zerfällt in vierzehn unabhängige Staaten. Ihre Volkszahl wird auf etwa vier Millionen geschätzt. Während man bisher zweifelhaft war, ob sie als Ureinwohner dieses Gebietes oder als Einwanderer von Ägypten oder Abyssinien her zu betrachten waren, bringt ein Mitarbeiter der „Nature“ neue Beweise für die zweite Auffassung. Insbesondere macht er die Tatsache geltend, daß die Religion der Haussa eine große Ähnlichkeit mit der des alten Ägyptens habe und daß im übrigen die Haussa einen Wander- und Handelstrieb besitzen, den sie wohl am ehesten von den Semiten ererbt haben können. Auch das Pferd haben sie wahr- scheinlich aus seiner östlichen Heimat in ihre jetzigen Wohnsitze mit- gebracht.

Naturwissenschaftliches.

Wirkungen der Inzucht. Fast bei allen Völkern, selbst bei den auf der niedersten Kulturstufe stehenden Ureinwohnern Australiens, begegnet man strengen Vorschriften, die eine Ehe zwischen nahe verwandten Personen verbieten. Die Grenzen, die hier gezogen werden, sind allerdings bei den einzelnen Völkern recht verschieden weit gesteckt. Während z. B. in Deutschland nur eine Ehe zwischen Geschwistern und Verwandten auf- und absteigender Linie unterlagt ist, erstreckt sich in England das Verbot sogar auf Cousin und Cousine. Der Grund für diese Verordnungen liegt in den ver- muteten schädlichen Folgen, die eine Verwandtenehe für die Nachkommen haben soll. In der Tat findet man ja häufig, daß die Nachkommen aus einer Geschwisterkinderhehe besonders schwächlich sind, oder auch mehr oder weniger schwere geistige Defekte (Idiotie) aufweisen. Aller- dings gibt es daneben auch zahlreiche Fälle, in denen solchen Ehen durchaus gesunde Kinder entsprossen sind, so daß manche die schäd- lichen Folgen einer Verwandtenehe einfach bestreiten.

Bereits Charles Darwin hat sich mit diesem in sozialer wie wissenschaftlicher Hinsicht gleich wichtigen Problem sehr eingehend beschäftigt. In seinem Werke „Tiere und Pflanzen im Zu- stande der Domestikation (Zähmung)“ sagt er darüber: „Die Folgen einer engen und lange durchgeführten Inzucht äußern sich nach dem allgemeinen Daxifalten in einer Einbuße an Größe, Kraft und Fruchtbarkeit, häufig begleitet von einer Neigung zu Miß- bildungen.“ „Daß eine Schädigung direkt aus enger Inzucht folgt, ist zwar manchmal bestritten worden, aber wohl nur selten von einem praktischen Tierzüchter und meines Wissens nie von solchen, die Tiere mit schneller Vermehrung in größerem Maßstabe aufge- zogen haben.“ Aus diesem Grunde führen daher ja auch die Züchter ganz regelmäßig, um ihren Tierstamm zu kräftigen, ihrer Zucht von Zeit zu Zeit fremdes Blut zu, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch die Rasseinheit ihrer Tiere vorübergehend beein- trächtigt wird.

Im großen und ganzen beruhen jedoch die vermuteten Schäd- lungen mehr auf Annahmen als auf exakten Untersuchungen. Es ist daher von großem Interesse zu sehen, in welcher Weise sich die Folgen einer streng und über zahlreiche Generationen hin konsequent durchgeführten Inzucht äußern. In dieser Hinsicht verdienen nament- lich die Versuche Weismanns und Guaitas an Mäusen und von Nitem-Vos an Ratten besondere Beachtung.

Im ganzen wurden die Mäuse von den beiden erstgenannten Forschern durch 36 Generationen in enger Inzucht gezüchtet. Die Resultate waren in der Tat in mehreren Beziehungen sehr auffällig. Während in den ersten 10 Generationen pro Wurf durchschnittlich etwa sechs Junge abgesetzt wurden, sank diese Zahl bei der elften bis zwanzigsten Generation auf etwa fünf und bei der einundzwanzigsten und sechsunddreißigsten Generation end- lich betrug die Durchschnittszahl der Jungen sogar nur noch zwei bis drei Tiere. Die Abnahme der Fruchtbarkeit betrug in dieser Zeit also nahezu dreißig Prozent.

Noch auffallender sind die Versuche von N. Vos an Ratten, die dieser Forscher dreißig Generationen lang züchtete. Den Ausgangs- punkt bildete eine weiße und eine Wanderratte, die zwölf Junge zur Welt brachten. Ein fremdes weißes Männchen wurde nun mit sieben dieser Jungen gepaart, sonst wurde jedoch, während der ganzen sechs Jahre, die diese Zucht dauerte, kein fremdes Blut zugeführt, sondern die Eltern wurden entweder mit ihren Kindern oder die Geschwister untereinander gepaart. Hinsichtlich der Frucht- barkeit war das Ergebnis folgendes: im ersten Jahre betrug die Durchschnittszahl der abgesetzten Jungen pro Wurf sieben bis acht Tiere. In den nächsten beiden Jahren ließ sich kaum eine Abnahme der Fruchtbarkeit feststellen, dann sank aber die Zahl der Jungen rasch herab, bis zuletzt die Zahl der Jungen pro Wurf nur noch drei betrug. Ganz in Hand damit nahm die Zahl der unfrucht- bar bleibenden Verbindungen, die im ersten Jahre Null war, ständig zu, bis in den letzten beiden Jahren etwa die Hälfte aller Verbindungen steril blieb. Auch die Sterblichkeit wuchs in den späteren Generationen rapide. Sie betrug im ersten Jahre nur 4 Proz., im letzten dagegen 46 Proz. Während das Gewicht eines ausgewachsenen Rattenmännchens zu Anfang 300 Gramm betrug, sank es in den letzten Jahren auf 240 Gramm herab. Also in dieser Hinsicht zeigte sich deutlich eine schädigende Wirkung der Inzucht. Endlich verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Ver- einigungen zwischen Geschwistern eine geringere Nachkommenschaft erzeugten als solche zwischen Eltern und Kindern. Th.